131

Das Leid der Schönheit.

(Roman von A. Noel.)

(3. Fortsetzung.)

Gusti saß auf dem Bettrand der Schwester und blickte sie mit neugierig glänzenden Augen an. Bis zehn Uhr hatte sie sie ja schlafen lassen, nun war aber Agnes von selbst erwacht, und der helle Märztag guckte so dringend durch das Fenster des engen, beinahe ärmlich möblierten Hofstübchens, daß es schon eine Schande wäre, weiterzuschlafen.

„Wie war's denn, Agnes? Erzähl' was!"

Etwas wollte sie, die zu Hause Gebliebene, doch auch haben, und sie liebte über alles Zirkus- und Gauklerproduktionen. Schon im Wurstelprater unten hatte sie sich immer am liebsten „bei die Künstler" aufgehalten, wie man dort unten Akrobaten, Athleten und sonstige Angehörige der Artistenzunft wohltönend benannte.

„So red' doch! War's schön?"

Agnes jedoch war mundfaul, und Gusti hatte Mühe, ihr einige Worte abzulocken. Daran war nicht Müdigkeit schuld — denn sie war ja gestern abend nicht gar so spät ins Bette gekommen —, sondern ein gewisser Widerwille gegen das Leben, der manche nervöse, blutarme Naturen an jedem Morgen frisch überfällt und immer aufs neue besiegt werden muß.

Sie hätte lieber so fortdämmern mögen; Gusti gewährte jedoch keine Gnade und quälte sie um einen möglichst ausführlichen Bericht.

„Was habt's denn soupiert? Nobel? Schöne Toiletten? Wie hat sich denn der Traumichel aufgeführt? Hast Aufsehen g'macht, Agnes?

Darüber war Agnes denn doch etwas geneigter, sich auszulassen.

„Das schon. Am selben Tisch mit uns sind ein paar Offiziere gesessen, die haben mich nicht wenig angestarrt. Auch nebenan an einem Tisch .... Da war ein Herr mit einer prachtvollen Frau. Du, ich sag' dir, schön war die... Und er? Keinen Blick auf sie. Was der mich belästigt hat mit seiner Gafferei!"

„Dir ist so was gleich zuwider. Eine andere wär' froh... Wenigstens sieht der Traumichel, wie du bewundert wirst. Hat er nicht g'schaut?"

„Und ob! Ganz stolz war er, daß die Leut' so geglotzt haben. Der...

Das Wort „Esel", das ihr auf den Lippen schwebte, unterdrückte sie doch.

„Es war noch jemand mit ihm", sagt die Mutter.

„Ja, der!... Eine unangenehme Zugabe... Der hätt' auch wegbleiben können. Allein geht er noch an, der Traumichel. Aber wenn noch einer von derselben Sorte dabei ist, das ist schon nimmer schön. Ein gewisser Machanek."

„Wie schaut denn der aus?"

„Akkurat wie der Traumichel, nur nicht ganz so groß und noch dicker. Sonst dürft' er sein Zwillingsbruder sein. Ist einmal Hausknecht gewesen. Jetzt strahlt er von Brillanten. Sprechen tut er wie eine Zeitung. Dabei haut ihm bei jedem Wort der Böhm ins G'nack. Na, interessier' dich nur nicht für ihn", setzte sie mit aufwallender Bitterkeit hinzu. „Er hat schon eine Köchin geheiratet, laßt sie aber immer z' Haus. Ein Vergnügen, mit solchen Leuten an einem Tisch zu sitzen. Die Offiziere haben sich köstlich unterhalten über die „Bultung" von dem Machanek und dem Traumichel."

„Dafür haben s' wahrscheinlich mehr Schulden als Haar' auf'm Kopf, und der Traumichel hat wohl keine Haar', dagegen aber Moneten. Da braucht einer net so gebildet zu sein. Von der Bildung kann man nichts abbeißen. Und was wär' bei der Bildung für ein Vergnügen, wann's nicht Leut', gäb, die nicht gebildet sind?... Ich glaub', es steht gut. Die Mama hat heut' ausnahmsweise keinen Grant."

„Mit der Mama ist's auch ein Kreuz", seufzte Agnes.

Gusti lachte verständnisvoll.

„War s' wieder sehr aufgeregt?"

Agnes drehte die Augen zur Stubendecke empor. Sie wußte, die Gusti verstand sie nicht so recht; sie konnte nicht ahnen, welche Nervenpein ihr das Benehmen der Mama oft bereitete, aber es drängte sie doch, sich ein wenig auszusprechen.

„Wann die Mama nur nicht glauben möcht', sie muß in einer Tour lachen und siebzehnmal nicken und zustimmen zu einem jeden Wort, was einer fallen läßt, und wenn's noch so was Gewöhnliches ist. Sie macht ja dadurch selbst solche Dickhäuter nervös... Dann beobachtet sie mich immer so angstvoll und angestrengt, ob ich auch genug liebenswürdig bin, winkt mit den Augen und möcht', daß ich auf Kommando zappl' wie eine Marionett'. Ich weiß nicht, ob's Mädeln gibt, die so auf jeden Ruck reagieren. Ich kann's nicht... Ich mag's nicht!"

Gusti kicherte wie gewöhnlich. Sie konnte sich lebhaft vorstellen, wie es gewesen war, und die unsinnigen Feldherrnanstrengungen der Mama kamen ihr ebenso komisch vor wie die Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Schwester, die unter dem litt, was selbst Gusti spaßhaft schien.

„Also hat sie's richtig wieder so gemacht?" fragte sie gelassen. „Ich hab' ihr schon oft g'sagt, sie soll eine Ruh' geben."

„Den Traumichel selber muß es abstoßen, wenn sie so um ihn herumscherwenzelt. Wenn er auch Geld hat, den Hof zu machen braucht sie ihm deshalb nicht."

„Sei nur ruhig, dem g'fallt das ganz gut. Die Mama hat ihn für Sonntag zu Tisch geladen, hör' ich?"

„Zu meinem Leidwesen... Ich bin neugierig, was für ein Schlangenfraß da auf'n Tisch kommen wird. Beim Traumichel heißt's: viel und gut, wie für einen Kranken... Der kann ihn nicht schlecht einpacken. Hättest ihn gestern abend sehen sollen!... Mit Schüsseln, auf denen der Braten in dünnen Scheiben liegt, ist da nichts getan."

„So laßt man's einmal länger herunterhängen. Ich werd' mich schon darum annehmen, daß ein anständiges Menü zu Tisch kommt, denn auf die Resi ist freilich kein Verlaß."

„Wo nix is, hat der Kaiser sein Recht verloren. Mit der leeren Hand kannst nix kaufen. Die Mama hat ja schon wieder kein Geld mehr. Sie hätt' mit der Einladung auch bis nach'm Ersten warten können."

„Man muß das Eisen schmieden, solang' es warm ist. Die Schwiegersöhne auch. Es wird schon was auf'n Tisch kommen."

Bei sich dachte Gusti:

„Hat man's nicht, so pumpt man halt."

Ihre Mutter huldigte demselben Grundsatz. Früher pflegte sie sich, da ihr Mann jede Nachtragsforderung verpönte, in dem höchst gewöhnlichen Fall, daß das Monatsgeld eher zu Ende war als der Monat, an Christian Randa zu wenden, und manche Zehn- und Zwanzigkronennote war aus seiner Tasche in die ihrige gewandert, ohne jemals den Rückweg zu finden. Wenn sie dann wiederkam, sagte sie stets mit derselben Unverfrorenheit: „Nur ein paar Tage", und niemals erinnerte Christian daran, wie viele ähnliche Schuldforderungen von früher her er bereits an sie hatte.

Jetzt mochte sie ihm doch nicht mehr kommen. Da aber mit ihrem Mann nichts mehr anzufangen war, blieb ihr nur Martin übrig.

Ebenso wie Christian Randa erteilte auch Martin in den spitalfreien Stunden noch etwas Nachhilfeunterricht, da er dem Vater nicht ganz auf der Tasche liegen wollte; Christian wäre ohne dieses kleine Einkommen schon längst mit seinem bißchen Geld fertig gewesen.

Da Martin sich noch nicht so strenge Grundsätze zugelegt hatte wie sein Vater, floß jeden Monat ein guter Teil seiner paar Gulden in die Kasse seiner Mutter, denn wenn bei dem einen nichts mehr zu holen war, mußte sie sich ja an den anderen wenden.

Sobald seine Mutter die Zeit abpaßte, wo sie, ehe er fortging, allein mit ihm sprechen konnte, dann wußte er schon, wieviel es geschlagen hatte.

„Was gibt es denn?" fragte er denn auch heute recht unbehaglich, als sie, kaum daß Christian bei der einen Türe hinaus war, durch die andere bei ihm eintrat.

„Geh', Bubi, leih' mir zehn Gulden... bis zum Ersten."

„Laß doch wenigstens die sinnlose Formel „bis zum Ersten" weg", riet Martin verdrießlich. „Du gibst ja nie was zurück."

„Ich werd' hoffentlich bald in der Lage sein, dir alles mit Wucherzinsen zu erstatten", erklärte Frau Bärengruber feierlich.

„So? Da wäre ich neugierig. Du meinst, wenn der Traumichel die Agnes heiratet, dann wirst du im Geld schwimmen. Gib nur acht, ob's nicht anders kommt. Es will keiner die ganze Familie mitheiraten. Denk' nicht, daß du mit ihr zugleich reich wirst... Da erschwerst du ihr das Leben."

„Ich will ja nichts für mich, ich leb' doch nur für meine Kinder. Nichts verlang' ich für die eigene Person, wenn's nur meiner Agnes gutgeht. Aber damit sie die Partie macht, muß man sich ein bissel anstrengen. Der Traumichel kommt Sonntag zu Tisch, und mein Geld ist rar. Also brauch' ich die zehn Gulden für das Mittagsmahl. Wein schickt er eh' selber. Sonst könnt' ich's damit nicht bestreiten. Und auch so!.... Aber ich will schauen, auszukommen . . . Na, ruck' nur außi mit den Moneten, Marti", drängte sie scherzhaft.

„Aber Mama, wo soll ich's denn hernehmen?" fragte Martin unwillig. „Wenn du mich umstülpst, hab' ich keine zehn Gulden. Woher denn? Dreißig nehm' ich im ganzen im Monat ein. Zehne hab' ich dem Schneider gegeben, fünfe dem Schuster . . . Ein paar Kreuzer brauch' ich doch täglich. Du darfst mir's glauben, daß ich keinen Fünfer mehr hab' . . . Du weißt, wieviel du mir im Laufe des Jahres abpumpst!"

„Sehr schön von dir, daß du mir das vorwirfst!" rief die Mutter erbost. „Andre Mütter haben mehr von ihren Söhnen. Tät' ich's denn, wenn der Vater nicht so wär'? Er gibt mir zu wenig."

„So viel, wie er geben kann. Hättest du die Mädchen in ein Geschäft oder in ein Bureau gehen lassen!... Das tun jetzt die anständigsten und feinsten Mädchen, und — meiner Seel'! — sie haben's leichter als wir Männer, weil sie mit geringerer Vorbildung einen Erwerb finden. Jede von ihnen könnt' sich schon fünfzig bis sechzig Gulden verdienen, und du hättest kein solches G'frett!"

„Laß mich damit aus! Die Agnes, die so blutarm und vom Wachsen herg'nommen war, die hätt' sollen an der Schreibmaschine klappern und sich für ein paar Gulden die Schönheit und die Gesundheit ruinieren? Und die Gusti sollt' wohl gar die Modistin machen? Ich dank' schön! Redet's ihr mir nur nix drein, ich weiß schon, was ich tu'. Ihr werdet es noch einmal einsehen . . . Sekkier' mich nicht, Martin . . . Mit dem Papa ist sowieso kein Auskommen, und jetzt bist du auch so . . . Früher warst du ganz anders. Du läßt dich gegen uns aufhetzen."

Martin lachte trocken. Er wußte, gegen wen der Ausfall gerichtet war. Die Mama konnte nicht begreifen, daß auch seine Geduld fadenscheinig wurde und an den Punkt gelangte, wo sie reißen wollte.

„Borg' dir's vom Papa aus!" riet jetzt die Mutter.

„Er gibt nichts."

Martin hatte strengsten Auftrag, zu leugnen, daß die Börse des Vaters ihm nicht so verschlossen war, wie der Mama.

„So leigt dir's der Randa."

Ernst blickte Martin die Mama an.

„Der soll das Geld geben, um den andern zu füttern? Das ist ein bissel stark!"

„Nimm's, woher du willst, aber ich muß es haben. Da muß ich eh' noch Schulden machen, weil's nicht langt. Was man sich aussteht! . . . Ob's noch eine Frau gibt, die so mit Hindernissen zu kämpfen hat, wie ich! Mir ist schon 's Leben zuwider!"

Wenn sie ihm so kam, erreichte sie ihren Zweck immer.

„Reg' dich nicht auf!" schnitt Martin ihr das Wort ab. „Ich schaff' dir das Geld, daß du dein Diner geben kannst, wenn's dir darauf ankommt."

Die Sache war sehr einfach. Er sprach den Vater darum an, denn gab man der Mutter kein Geld, so machte sie einfach noch mehr Schulden, als dies schon ohnehin ihre Art war.

Herr Bärengruber gab dem Sohne die zwanzig Kronen mit der ausdrücklichen Weisung, daß die Mama nicht erfahren dürfe, sie kämen von ihm. Einstmals war er auch anders gewesen, aber damals nahm sie sich eben gar nicht zusammen, mit ihrem Wirtschaftsgeld auszukommen, und in jedem Monat erfuhr sein Taschengeld eine beträchtliche Schädigung durch die Ergänzungsforderungen seiner Frau, die immer häufiger und bedeutender wurden, je leichter sie Geld erhielt.

Zuletzt sah er ein, daß er nur durch Festigkeit das ungeschmälert bewahren konnte, was er für sich zurückbehielt, und seitdem wies er sie unnachsichtlich ab. Allerdings machte die Frau nun Schulden, und mehr als einmal im Jahre mußte er irgendeine in Rückstand gebliebene Rechnung bezahlen.

Seit Martin Stunden gab, besaß sie an ihm ein Anzapfungsobjekt, doch daß sie auch Christian Randa in Mitleidenschaft gezogen hatte, ahnte weder der Vater noch der Sohn, denn niemals ließ Christian dem Freund gegenüber ein Wort davon verlauten.

(Fortsetzung folgt.)

— Begegnung. „'s God, Xaver!"

„„'s God, Michl!""

„Wia geht's?"

„„Jo mei', wia soll 's geh'n!?""

„Jo, jo, mir geht's decht' a so!"

„„Sell woll!""

„Scho' aa!"

„„No, ja!""

„Pfüa God!"

„„Pfüa God!""

— Kindliche Genugtuung. „Na, Du bist ja so fidel, Karlchen, was ist denn passiert?"

„Ach, Mutti, denk Dir, heut' hat uns der Herr Schulinspektor überrascht!"

„„So, so, da habt Ihr wohl alle recht viel gekonnt?""

„Nein, im Gegenteil; wir haben alles falsch gemacht. Aber der Herr Lehrer hat darüber furchtbar ärgern müssen und das war so lustig!"

— Glatte Auskunft. Studiosus Pump hat bereits zweimal an seinen Onkel um Geld geschrieben; es will aber immer noch keines kommen. In der Bedrängnis telegraphiert er an den Onkel: „Wo bleibt das Geld?" Und prompt erhält er die Antwort: „Das Geld bleibt hier!"

Nini.

Von Paul Margueritte.

Thomas Lochard war Beamter im Kultusministerium und hatte die Absicht, sich im nächsten Jahre pensionieren zu lassen. Der kinderlose Witwer hatte sein Leben auf die Minute eingeteilt. Doch infolge einer Leberkrankheit und auch durch seine sitzende Lebensweise, die ihm unsympathisch, aber schließlich unentbehrlich geworden war, hatte er es verlernt, Vergnügungen zu empfinden.

Sonntags langweilte er sich. Nie machte er Besuche, sondern blieb vormittags in der kleinen Wohnung, um mit seinen beiden Kanarienvögeln von seiner verstorbenen Frau zu schwatzen. Nachmittags zog er seinen besten Anzug an, ging zu Fuß durch das Bois de Boulogne und aß in einem Restaurant Deuval Abendbrot. Der allwöchentliche Leckerbissen bestand aus gebackener Seezunge und Aprikosenkompott. Dann ging er zu Bett, um Montag morgen mit resignierter Fröhlichkeit wieder das tägliche Einerlei zu beginnen.

Er kannte niemanden im Hause, und deshalb war er sehr verwundert, daß es eines Abends, als er dabei war, sich seine frugale Mahlzeit zurecht zu machen, an seiner Tür klingelte.

Als er öffnete, stand eine geputzte Dame mit einem Blumenhut auf dem Kopfe vor ihm und fragte: „Herr Thomas Lochard, nicht wahr, Beamter im Kultusministerium"?

Es konnte diese Thatsache nicht leugnen. Die Besucherin fügte hinzu: „Ich heiße Fräulein Porlet und bin die Direktorin der Mädchenelementarschule des Viertels."

Er konnte nichts anderes tun, als sie aufzufordern, in das Eßzimmer einzutreten, das durch einen gestickten Sessel, einen Utrechter Samtstuhl und ein Tischchen a la Louis Philipp einem Salon glich und auch einen solchen vorstellen sollte.

Er sah die Besucherin forschend an. Die nicht mehr junge Dame hatte ein rotes, frisches Gesicht, und in die Sicherheit, die ihr durch ihren Beruf eigen war, mischte sich Freundlichkeit und etwas Linkisches. Nun erklärte sie den Zweck ihres Besuches.

In jeder Etage, in jedem Hause des ganzen Viertels erschien sie, um eine Kleinigkeit zu erbitten. Einmal fertigte man sie grob ab, dann kam man ihr wieder sanft entgegen — ja sie sammelte und schämte sich durchaus nicht, denn sie tat es für die Ferienkolonien. „Sie haben sicher davon sprechen gehört, verehrter Herr! Es gibt doch eine Menge Kinder, die vom Schicksal nicht begünstigt sind und arme Eltern haben, und mit diesen Schülern fahren wir jedes Jahr ans Meer oder aufs Land — natürlich in irgendein kleines billiges Nest — um ihnen die gute Luft, die sie so nötig brauchen, zu verschaffen. Wir gehen mit den Kleinen in die Felder oder an den Strand, damit sie frische, rote Backen bekommen und gesund werden." Sie fügte hinzu: „Sie können sich gar nicht denken, welche Befriedigung es verschafft, zu sehen, wie die Kleinen sich amüsieren, zu beobachten, wie sie jeden Tag kräftiger werden. Denken Sie, es gibt welche darunter, die sich das ganze Jahr nicht satt essen. Sie würden lachen, wenn Sie sehen könnten, mit was für einem guten Appetit die Kinder in das Landbrot beißen und die dicke Milch essen. Deshalb dachte ich, mein Herr...."

Sie mißdeutete Lochards Schweigen; es entsprang nicht dem Geiz, denn ihre mit offener Gleichmut gesagte kleine Rede hatte Eindruck auf ihn gemacht. Er war verlegen, und zwar erstens darum, weil er nicht reich war, und dann hatte er keine Ahnung, was er in einem solchen Fall geben sollte.

„Jeder gibt, was er will. Die kleinste Kleinigkeit ist willkommen."

Lochard faßte einen Entschluß und zog aus einer Schublade vier schöne runde glänzende mit dem Bildnis der Republik versehene Fünffrankstücke.

„Ach! danke, verehrter Herr," rief das brave Fräulein entzückt aus. „Was für ein Vergnügen machen Sie mir. Durch Ihre Großmütigkeit können wir die kleine Nini mitnehmen; das Kind wird wieder aufblühen, wir werden ihr Freude und Gesundheit wiedergeben. Ach, ich danke Ihnen von ganzem Herzen!"

„Aber nicht doch, nicht doch, ich bitte Sie," erwiderte Thomas Lochard, der verlegen war und sich selbst über seine Großmut wunderte.

Am nächsten Tage klingelte es von neuem. Herr Lochard wollte sich eben zu einem Schläfchen anschicken, weshalb er ärgerlich zur Tür schritt. Doch sein Antlitz glättete sich rasch, als er den Gast sah. Wieder war es Fräulein Porlet, die ein kleines Mädchen an der Hand hielt. Das Kind trug zerrissene Stiefel und sah sehr elend aus. Die Augen, die blau wie Vergißmeinnicht waren, leuchteten aus dem bleichen ungesunden Gesichtchen heraus.

„Das ist die Nini, sie kommt, um Ihnen zu danken. Sehen Sie sich das Kind gut an, denn in einem Monat werden Sie es nicht mehr wiedererkennen.

Herr Lochard suchte in seinem Büfett nach einem kleinen Apfel, den er für seinen Nachtisch bestimmt hatte, und bot ihn dem Kind an.

„Ein gutes kleines Mädchen," vertraute ihm die Direktorin an, „sie ist fleißig und brav. Sie hat nur noch eine alte Großmutter, die halb gelähmt ist. Sie steht fast allein in der Welt."

Beim Weggehen ließ Thomas Lochard Nini auf dem Treppenabsatz vorangehen und hielt die Direktorin zurück. Er steckte ihr ein Zehnfrankstück zu und sagte leise:

„Kaufen Sie ihr doch bitte Stiefel und eine dicke gestrickte Jacke."

Ein Blick Fräulein Porlets, ein feuchtes Aufschimmern in ihren guten, hellen Augen dankte ihm mehr, als jedes Wort.

Am nächsten Tage war Lochard auf dem Bahnhof, als die Ferienkolonisten abfuhren. Er half den Kleinen beim Einsteigen und gab ihnen Cakes mit auf die Reise.

Man sagte sich Adieu und auf Wiedersehen. Lochard wünschte dem Kind gute Ferien, und als die Tür sich hinter ihnen schloß, fühlte er sich traurig und allein. Ja, er hätte ein Kind haben mögen, ein kleines herziges Kind, wie diese reizende, blasse Nini war.

So ein Kind beansprucht Zeit, beschäftigt, füllt das Leben aus; man hat Pflichten, Verantwortlichkeit, Sorgen, Unruhen; aber ist ein kleines Wesen lieben, bilden, leiten das nicht wert?

Nie hatte er größere Langeweile als in jenem August empfunden, in dem Monat, in dem die Tage so früh beginnen und so spät enden, so schön und so langweilig sich bis ins Unübersehbare verlängern.

Er litt in seiner kleinen Wohnung unter der Hitze. Aber er kam nicht auf den Gedanken, während der Ferien zu verreisen. Wo sollte er auch hin?

Schon lange fehlte ihm die Initiative, jede Freude am Neuen. Er war wie ein Pferd, das an seinen Stall gewöhnt war, er tat seine Arbeit und ging nach Hause; kaum gestattete er sich das Vergnügen zu lesen oder spazieren zu gehen. Der einzige Gedanke, der ihm Freude machte, war der, daß fern in einem kleine Orte am Meer die kleine Nini mit ihren Kameradinnen herumtollte, in den Wogen watete, Sandburgen baute und mit ihrem kleinen Fischernetz muntere Krabben fing. Sie konnte essen, wenn sie Hunger hatte, und trinken, wenn sie Durst empfand, konnte in der würzigen frischen Seeluft nach Herzenslust Spaziergänge machen, kurz, ihr mochte wohl nichts fehlen, was ihr eine durchgreifende Erholung und Kräftigung ermöglichen konnte.

Und vielleicht würde sie sich auch, wenn sie an Paris zurückdachte, seiner erinnern. Ihm wurde ordentlich warm bei dem Gedanken, und schmunzelnd rieb er sich die Hände. Und diese Befriedigung war das Werk der vier blanken Silberstücke und des kleinen Goldstücks! Das verdankte er nur seiner Freigebigkeit, die er damals ganz plötzlich, ohne daß er recht wußte, wie er dazu kam, der freundlichen Schulvorsteherin gegenüber bewiesen hatte, und die nun einem kleinen Wesen, das bisher so unglücklich war, das schönste Glück verschafft hatte.

So war endlich der August verflossen, und man schrieb den zweiten September. Thomas Lochard wird dieses Datum nie vergessen. Er hörte stürmisch die Klingel ziehen, und an seiner Tür stand Fräulein Porlet und hinter ihr ein Mädelchen mit rosigen Wangen, mit festen Waden, Nini, die mindestens noch einmal so dick geworden war.

Er empfand eine rührende Freude, und um seine Rührung zu verbergen, scherzte er:

„Ach! was ist denn das für ein niedliches kleines Mädchen, das kenne ich ja gar nicht! Nein, das habe ich sicher noch nie gesehen!"

Wenn er auch ernsthaft sein wollte, so brachen Fräulein Porlet und das Kind doch in schallendes Gelächter aus und riefen zusammen mit triumphierender Stimme: „Aber das ist ja Nini! Nini!"

Und zu erzählen gab es eine Menge .... Nini saß auf den Knien ihres neuen Freundes und schwatzte: Das Meer hätte Hu! Hu! gemacht. Die Krabben hätten gekniffen und Schlösser aus Sand hätte sie gebaut! Was für Kahnpartien hatte man gemacht, und einmal wären sie alle mit einem Kremser in ein Schloß gefahren und da hätte es einen Kirschkuchen so groß wie der Tisch gegeben!

Thomas Lochard war glücklich und Fräulein Porlet lächelte. Er versprach, sie am Donnerstag in der Schule zu besuchen, und er ging hin und setzte seinen Zylinder auf und zog Handschuhe an, und ein großes Paket mit einem rosa Bindfaden trug er: Honigkuchen für die ganze Klasse. Als er nun vor der Tür stand, war er ganz betroffen, als er Fräulein Porlet sagen hörte: „Ach, Herr Lochard! die arme kleine Nini...."

„Sie ist doch nicht krank? Sie ist doch nicht...." stotterte der ganz bleich gewordene Lochard.

„Ach nein, ihre Großmutter ist an einem Schlaganfall gestorben. Nun ist Nini ganz allein auf der Welt." — „Also" .... murmelte Thomas Lochard und das Herz zog sich ihm zusammen.

„Man nimmt sie uns. Das arme Ding liegt auf der Straße. Der Armenvorsteher wird sich um sie kümmern und sie irgendwo in der Auvergne unterbringen. Er wird sie zu Bauern geben, die sie mit den Ziegen und Kühen großziehen und eine Magd aus ihr machen werden. Vielleicht sind es brave Leute! Man weiß es ja niemals! In jedem Fall wird ihr Leben hart sein. Und Nini ist so feinfühlend, so zärtlich, so dankbar. Sie ist ein Seelchen, Herr Lochard, wenn Sie sie kennen würden...."

Betäubt senkte Thomas Lochard den Kopf. Schnell stellte er eine Berechnung an: seine Pension, seine Zinsen. Er wird jede überflüssige Ausgabe vermeide, nicht mehr ins Café gehen. Wenn er etwas hat, das er lieben kann, das ihm gehört, zwei Kinderärmchen, die sich um seinen Hals schlingen werden. Und Nini wird nichts zu leiden haben, sie braucht keine Kühe zu hüten. Sie kann weiter in die Schule zu Fräulein Porlet gehen, sie wird bei ihm sein. Sie wird das Töchterchen sein, das er so ersehnt hat. Sehr rot stößt er die Worte hervor: „Nein, Fräulein Porlet, sie darf nicht fort. Ich will Nini haben! Ich adoptiere sie!"

Deutschenhaß in Moskau.

Kam in zahlreichen Ausschreitungen zum Ausdruck.

Ein aus Moskau über Petersburg und Stockholm in Berlin eingetroffener Deutscher berichtet folgendes: In Moskau herrscht weniger Kriegsbegeisterung als in Petersburg, aber der Deutschenhaß ist sehr groß. Sämtliche deutschen Geschäfte und Etablissements sind zerstört. Das deutsche Konsulat hat eine Behandlung erfahren, die jeder Beschreibung spottet. Es stehen nur noch die nackten Mauern da, sogar die Tapeten hat man von den Wänden heruntergerissen. Trotzdem ein großes Aufgebot von Schutzleuten vorhanden war, hat keiner etwas getan, um der Zerstörungswut Einhalt zu tun. Mein Verwandter hat gesehen, daß während der Zerstörung des Konsulats russische Offiziere vorbeigekommen sind, und daß sie, statt Einhalt zu gebieten, noch anfeuernd den Zerstörern zugewinkt haben. Man ist übrigens in Rußland allgemein der Ueberzeugung, daß Rußland direkt vor einer großen Hungersnot steht. Sollte Rußland irgendwie eine große Kriegsschlappe erleiden, so werden Aufruhr und Empörung in hellen Flammen auflodern. Der größte Teil des russischen Militärs ist in schauderhafter Verfassung. Ich habe in Moskau selbst beobachtet, daß ausgehobene Leute zwei Stunden nach der Einkleidung alle die neuen Sachen bis auf den grünen Kittel verkauft haben.

Nachträglich wird bekannt, daß Rußland schon vor der Kriegserklärung, am Tage, da der Kaiser und der Zar die letzten Depeschen wechselten, Gewaltakte beging. Der Dampfer „Prinz Eitel Friedrich" der Neuen Dampferkompagnie in Stettin, der am 30. Juli Petersburg verlassen hat, mit Ladung für Stettin und gegen 40 Passagieren an Bord, ist am 31. Juli von russischer Seite beschlagnahmt und nach Reval gebracht worden. Die Passagiere wurden zwangsweise über Helsingfors—Torma abgeschoben.

Das kleinere Uebel.

Siegfried Wagner sitzt in Wannfried und sucht sich einen Stoff aus zum neuen Winterpaletot. Ein praktischer Mensch, als der er bekannt ist, hat er sich von zwei Seiten Offerten machen lassen. Nun sitzt er mit Mutter Cosima über die beiden Musterkollektionen aus Leipzig und Frankfurt gebeugt und stöhnt unter der Qual der Wahl.

Endlich findet er sich heraus aus dem Dilemma:

„Leipzig soll liefern!" entscheidet er, „Frankfurt hat sechzehn-, Leipzig bloß fünfzehnmal den Parsifal gespielt!"

Der Erfinder der Bürste.

Je alltäglicher ein Gebrauchsgegenstand ist, desto weniger pflegen wir uns mit dem Gedanken zu beschäftigen, wem wir ihn zu verdanken haben, und wie lange die Menschheit ihn benutzt. Die Bürste scheint uns heutzutage ein so notwendiges Hausgerät, daß man sich nicht vorstellen kann, daß sie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erfunden worden sein soll. Ihr Erfinder war Lodegar Thoma in Todtnau im badischen Schwarzwalde, der aus rein praktischem Anlasse auf den Gedanken kam, ein Stück Holz zu durchbohren und in den Löchern Schweinsborsten mit hölzernen Nägeln zu befestigen. Das war die Erfindung der Bürste, auf die Thoma kam, weil er als Müllerbursche auf Mittel und Wege sann, wie er sich das Zusammenkehren des Mehlstaubes erleichtern könne. Im Jahre 1770 fing dann Thoma an, gewerbsmäßig seine Erfindung auszunutzen. Er machte schließlich mit seiner ganzen Familie Bürsten, stellte Hausierer an und fand solchen Absatz, daß sich bald ein anderer fand, der ihm die Bürstenhölzer lieferte und somit noch für sich einen besonderen Erwerbszweig erfand. Das war Balthasar Brender. So setzte eine Heimindustrie ein, die jetzt in Todtnau und Umgegend am Südabhange des Feldbergs ein paar tausend Personen Nahrung gewährt, wohl heute ein paar Millionen einbringt.

Die Weisheit des Narren.

Eine norddeutsche Universität besaß einmal ein Krankenhaus, das in seinen hygienischen Verhältnissen mehr dem Mittelalter als dem 20. Jahrhundert angehörte. Das alte baufällige Haus, in das man erst nachträglich und dann noch äußerst sparsam, Wasserleitung eingebaut hatte, glich mit seinen winkligen Holztreppen und schiefen Decken eher einer großen Rumpelkammer als einem Gebäude, das zur Aufnahme von Kranken bestimmt ist. Wäre das Gebäude Privateigentum gewesen, so hätte sicherlich die Polizei ihr entscheidendes Veto eingelegt. So aber wurde darin fortgewirtschaftet, ja, zuweilen der Versuch gemacht zu erklären, es sei ja „gar nicht so schlimm". Endlich war es einem in dem Krankenhaus untergebrachten Geisteskranken vorbehalten, der Wahrheit die Ehre zu geben. Es handelte sich um einen unheilbaren Irren, der völlig sinnlose Antworten gab. Er wurde eines Tages von dem Dozenten für Psychiatrie im Kolleg vorgestellt und von dem Professor nach seinen persönlichen Verhältnissen befragt. Der Irre sagte, er sei der Kaiser von Indien, er sei 170 Jahre alt und mit der Königin von England verheiratet. Und wo befinden Sie sich jetzt?" fragte der Professor weiter. Darauf der Irre ohne zu zögern: „Im Schweinestall."

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Jedes Muster 10c

Einfaches Damenkleid. No. 1035.

Das Muster eignet sich als Morgenkleid, als Verandakleid oder zu Ausflügen. Der Aermel, ein langer Raglan-Aermel oder nur Ellbogenlänge, ist bequem, die Taille zeigt Eigenart. Die Herstellung ist mit keinen Schwierigkeiten verknüpft. Der Rock besteht aus drei Bahnen. Die Rückseite ist an der Taillenlinie etwas gebauscht. Taille und Rock werden in der

Mitte der Vorderseite geschlossen. Als Stoffe sind Seide, Tuch, Leinen, Lawn, Ratine, Duvetyn, Serge oder Voile zu empfehlen. Das Muster ist in sechs Größen vorhanden, von 34—44 Zoll Brustmaß. Es erfordert 5 Yard bei 36 Zoll Breite für die Größe 36. Der Rock mißt unten 2¼ Yard.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon

Ich wünsche Muster No.....

.... Zoll Brust- oder Taillenweite.

(Maße .... bei Kindersachen.)

Name .....

No. ..... Straße .....

..... Stadt .....